

WOHMANN, Gabriele: *Ernste Absicht*. Roman. Neuwied: Luchterhand 1970. 487 S. Kart. 19,80.

Gabriele Wohmanns erster größerer Roman „Ernste Absicht“ ist eine Krankengeschichte. Sie erstreckt sich von der Vorbereitung einer Unterleibsoperation bis zur Genesung, die ihrer Vollendung entgegengeht, während nebenan das Leben eines kleinen Kindes langsam erlischt. In den Reflexionen, zu denen dieser Klinikaufenthalt Gelegenheit bietet, erfährt der Leser, daß die Kranke die geschiedene Frau eines evangelischen Pfarrers ist. Obwohl geschieden, kann sie sich aber von ihm und der Familie nicht trennen. Ebenso wenig kann sie sich entschließen, ihren verammelten Dichterphilosophen Rubin zu heiraten, mit dem sie zusammenlebt, ungestört von dessen Frau Maria. Trotz dieses Erzählkerns gibt es in dem Roman weder Handlung noch Spieler oder Gegenspieler. Die Personen erscheinen nur als Erlebnis- oder Reflexionsgegenstand der Kranken.

Solange es ihre Kraft zuläßt, bietet die Kranke in Rückblenden größere Erinnerungstücke, in Einblendungen mehr oder weniger zusammenhängende Überlegungen. In diese sind jedoch hartnäckig sich aufdrängende Gedanken oder Redewendungen als Collagen ergänzend, kontrastierend, relativierend, aufhebend eingefügt. Durch die Wiederkehr ganzer Gedankenkreise bewegt sich die Darstellung spiralförmig vorwärts. Je mehr die Lebensregungen der Patientin durch die Auswirkungen der Operation eingeschränkt werden, desto enger begrenzt und durchsichtiger werden die Bewußtseinsabläufe: Es erfolgt eine Kettung von Assoziationen, der Gedanke gleitet an Synonymen und Anonymen entlang, oder in einem gleichbleibenden Satzschema (oft ist es nur mehr ein Satzteil oder eine Flexionsform) werden wie zu einer Übung in strukturalistischer Grammatik die Wörter ausgewechselt. Wo selbst das Ausfüllen von Satzstrukturen und Wortformen zu große Mühe macht, zeigen bloße Aufzählungen (z. B. zwei Seiten Inventarliste der römischen Stipendiatenwohnung) die Gedankenfixierung. Manchmal wird nur noch fest-

gestellt, daß jetzt aufgezählt werden müßte.

Mit dem Maß an logischer Kontrolle ändern sich folgerichtig auch Zeichensetzung und Rechtschreibung: Wo unvollständige Sätze ineinander übergehen, werden die einzelnen Kola nur durch Schrägstriche getrennt, wo sich Gedanken im Kreis drehen, fehlen die Punkte, wo Ungeduld drängt, die Kommata – wenn nicht sogar zusammengeschrieben wird. Gelegentlich erzwingen ungewöhnliche Großschreibungen Mehrdeutigkeit.

Die Sprache des Romans erweist sich in ihren Figurengeschult an der klassischen Rhetorik; dennoch ist sie keineswegs rhetorisch. Sie wird bei philosophischem oder religiösem Gegenstand auch nicht philosophisch oder religiös. Wo Formulierungen aus Politik und Werbung oder fremdsprachliche Redewendungen sich der Gestaltung nicht entziehen, bleibt die Sprache gebunden an die Sprecherlebnisse (Jargon der Krankenschwestern) und Sprechgewohnheiten der Kranken, einer ungezwungen plaudernden gebildeten Zeitgenossin.

Was den Leser trotz fehlender Handlung und trotz allzu geschwätziger Perversionen und Obszönitäten bei der Lektüre hält, sind außer seiner eigenen Sprache und seinem gewohnten Bildungsumkreis der rasche Wechsel der Vorstellungen (bald geht es abstrus zu, bald informiert, bald makaber und morbide, bald gebildet und witzig) und die eigentliche Aussage des Romans, die sich immer deutlicher heraushebt: Der Lebensgefährte wird schon auf den ersten Seiten überraschend „Mittäter im straf- und zivilrechtlichen Sinn“ und „Todeskomplize“ genannt. Bald darauf wird er als Herr, die Gefährtin als apportierender Hund beschrieben. Das Verhältnis von Mann und Frau wird mit gelassener Ironie als Mißverhältnis gesehen. Alle Personen aus dem Umkreis der Kranken erweisen sich als lebensfremd oder lebensuntüchtig. Trotzdem wird von niemand mit aufwendiger Ablehnung gesprochen. Es wird aber auch niemand zu bessern gesucht; keine Rückkehr, kein neuer Anlauf wird unternommen. Religion und Herkunft aus religiösem Haus können daran nichts ändern: Christus war nicht

größer als andere Menschen: „Jesus Christus ... ist ... nur 1,62 m groß, und nicht, wie immer behauptet, 1,83 m“ (158). So wenig wie es einen Antrieb für dieses Leben gibt, so wenig gibt es die Kraft, es zu beenden. Die Flucht aus diesem Leben durch Selbstmord oder durch Reisen mißlingt. Der Mensch bleibt im Zwischenbereich, „in der Schelf-region“ (nicht mehr Land und noch nicht Meer) zwischen Leben und Tod, Wahrheit und Täuschung. Er kann sich aus der Schelf-region weder logisch erheben, denn es gibt

keine klarscheidende Sprache, noch ontisch, denn es besteht trotz entgegengesetztem Wunsch die „ernste Absicht“ (so wird der Titel des Romans gedeutet) zu sterben: „Ich sterbe am Leben, immer weiter“ (486).

Aufgelöste Handlung, zerlegte Sprache und verwischte Gliederung haben in diesem Werk ihren literarischen Ort. Sie sind folgerichtig eingesetzte Ausdrucksmittel für den „am Leben sterbenden Menschen“, den Reisenden, der „angekommen, nicht am Ziel ist“.

P. Leutenstorfer SJ

Moraltheologie

GRÜNDEL, Johannes – OYEN, Hendrik van: *Ethik ohne Normen?* Freiburg: Herder 1970. 136 S. Kart. 13,50.

Der vorliegende Band enthält zwei Abhandlungen, die die erweiterte Fassung von zwei Vorlesungen einer ökumenischen Veranstaltung der Universität Mainz darstellen. Es geht beide Male um die Frage der Normbegründung, die heute von höchster Aktualität ist. Johannes Gründel gibt eine kurze Darstellung der Begründung und Struktur christlicher Ethik aus katholischer Sicht. Allerdings möchte Gründel den Begriff der Norm ebenso wie den des Gesetzes vermeiden und lieber von Weisung sprechen, weil dieser Begriff der Freiheit und Geschichtlichkeit des Menschen mehr Raum gibt. Darauf werden die Quellen moraltheologischer Weisungen dargestellt: Bibel, menschliche Natur, kirchliches Lehramt und Tradition sowie außertheologische Wissenschaften und empirische Bereiche. Im weiteren beschreibt der Verfasser dann die Eigenart moraltheologischer Beweisführung. Es geht hier nicht um bloß logische Operationen, sondern auch um personale Stellungnahme und um Glauben. Deshalb ist von vornherein mit einer Pluralität sittlicher Vorstellungen zu rechnen; deshalb läßt sich auch der eigene Standpunkt nicht einfach mit zwingender Folgerichtigkeit ableiten, sondern eher als Fluchtpunkt verschiedener konvergierender Überlegungen darstellen.

Damit ist auch die grundsätzliche Überholbarkeit sittlicher Weisungen gegeben. Im letzten Kapitel zeichnet Gründel dann noch kurz die Struktur einer christlichen Ethik. Sie erweist sich als gläubig-wagend, eschatologisch-hoffend und gesetzlos-liebend. – Es ist sicher nicht leicht, auf so knappem Raum die Struktur der christlichen Ethik allseits befriedigend darzustellen. So bliebe auch bei der vorliegenden Arbeit noch mancher Wunsch offen. Die starke Betonung des personalen Aspekts mag sich teils aus der augenblicklichen Diskussionslage in der katholischen Moraltheologie erklären, bedürfte aber wohl noch eines Ausgleichs in Richtung auf die soziale und institutionelle Dimension des menschlichen Lebens.

Hendrik van Oyen erleichtert sich die Aufgabe dadurch, daß er zunächst von der goldenen Regel („Was du nicht willst, das man dir tu, das füg' auch keinem andern zu“) ausgeht. Er weist diesen Grundsatz in den wichtigsten höheren Kulturen, vor allem aber auch in der Bibel nach. Es folgt ein kurzer geschichtlicher Durchblick und eine knappe Darstellung der Diskussion in der evangelischen Theologie der Gegenwart. Van Oyen fordert parallel zur Entwicklung in der Rechtsphilosophie und philosophischen Ethik eine stärkere Berücksichtigung des Bereichs der Gerechtigkeit und der Gesellschaftsbezogenheit des Menschen. Der Verfasser ver-